

Dialektologische Überlegungen zu den Schonema-Jeschichdn

Zur Einleitung: Mundartschreibung

Die folgenden essayistischen Überlegungen zeigen Besonderheiten aus den Schonema-Jeschichdn auf, die den Merseburger Raum sprachlich charakterisieren. Sie beziehen sich hauptsächlich auf eine Grammatik der Verschriftung einer gesprochenen Sprache, für die es keine Orthographie gibt. Das heißt, jeder Schreiber, jede Schreiberin entwickelt eine eigene Form, wie das gesprochene Wort mit den zur Verfügung stehenden alphabetischen Zeichen und den allgemeinen Prinzipien der deutschen Orthographie verschriftet werden kann. Die Variation, die sich daraus ergibt, ist dabei einerseits durch die Variation der gesprochenen Sprache selbst, andererseits durch die unterschiedliche Verschriftung gegeben. Variation in der gesprochenen Sprache kann also heißen, dass ein schriftsprachliches <wenig> als *wenich*, als *wenisch*, *wensch* oder sogar als *wenig* ausgesprochen wird. Und wenn wir von einer Lautung *wenich* ausgehen, so kann das als <wenig> oder als <wenich> verschriftet werden, je nachdem, ob die lautliche Form als wichtiger erachtet wird oder ob die standardsprachliche Regel, wonach -ig am Ende eines Wortes als -*ich* ausgesprochen wird, vorausgesetzt wird.

Mit der Verschriftung gesprochener Sprache stellen sich dem Schreiber immer wieder Probleme, mit denen jede Mundartverschriftung seit den ersten Versuchen, Deutsch mit den lateinischen Buchstaben zu schreiben (wie beispielsweise in den Merseburger Zaubersprüchen), konfrontiert sind. Grundsätzlich bieten sich Probleme bei der Laut-Buchstaben-Zuordnung, beim Versuch dieselben Wörter in unterschiedlichen Formen gleich zu schreiben und beim Versuch die Wörter im Vergleich zum Standard erkennbar zu lassen und sie gleichzeitig als mundartlich oder umgangssprachlich zu kennzeichnen. Im Einzelfall überlagern sich diese Schwierigkeiten immer wieder. Sie sollen deshalb einleitend anhand einiger Beispiele aus den Schonema-Jeschichdn verdeutlicht werden.

Wenn ein Laut immer anders klingt als im Standard, so kann der Buchstabe der Schriftsprache leicht übertragen werden. Das ist beispielsweise bei den verschiedenen r-Lauten der Fall. Im ostmitteldeutschen Raum erscheint das /r/ bis in standardsprachliche Register hinein häufig nicht als am Halszäpfchen gebildeter Reibelaut [ʀ], sondern wird weiter hinten im Rachen gebildet, zudem ist er meist ohne Stimme realisiert [ʀ̥] und gleicht damit der Aussprache von <ch> als *ach*-Laut. Für die Schreibung ist das problemlos, der Buchstabe <r> wird dafür eingesetzt, genauso wie auch für das von fränkischen Sprechern verwendete gerollte Zungenspitzen-R [r] oder das rollende R aus der Lausitz [ʀ]. Der akustische Unterschied zur standardsprachlichen Lautung ist aber in der Schrift nicht markiert. Ganz anders sieht das aus, wenn ein Laut in der Mundart nur manchmal anders klingt als im Standard. Dabei zeigt sich, dass schon die Standardsprache selbst keine 1:1-Beziehung von Lauten und Buchstaben aufweist. Das wird deutlich, wenn man sich vor Augen führt, wofür der Buchstabe <e> stehen kann: in betonten Silben für ein langes geschlossenes e [e:] in *Leben*, für ein kurzes etwas

tiefer klingendes e [ɛ] in *Pech* und für ein langes tiefer klingendes e [ɛ:] in französischen Fremdwörtern wie *Dessert*. Es er scheint in unbetonten Silben als geschlossenes e [e] in *elegant*, als tiefer klingendes e [ɛ] *Ferment* und als ein zentraler Laut (Schwa) [ə] in *Küche*, zudem ist es nicht ausgesprochenes Dehnungszeichen in *lieb*; auch in Endsilben wie in *haben* ist es oft nicht ausgesprochen. Das Verhältnis von Buchstaben und Lauten ist daher überaus komplex. Für die Mundartschreibung wird das noch komplizierter. Wenn ein Mundartschreiber, eine Mundartschreiberin andeuten will, dass der mundartliche Laut anders klingt als im Standard, so ist eine Laut-Buchstaben-Zuordnung nicht einfach zu gestalten. Beispielsweise kann das etwas tiefer klingende e [ɛ], wie es im standardsprachlichen *Pech* oder in *Eltern* vorkommt, mit dem Buchstaben ⟨e⟩ geschrieben werden. Allerdings wird für diesen Laut in der Standardsprache auch der Buchstabe ⟨ä⟩ wie in *älter* oder *Bäche* verwendet. Für diesen einen Laut gibt es in der Standardsprache also die Buchstaben ⟨e⟩ und ⟨ä⟩. Wer jetzt also diesen Laut in der Mundart schreiben will und deutlich machen will, dass das Wort anders klingt als im Standard, muss einen andern Buchstaben nehmen als im standardsprachlichen Schriftbild. Das findet sich in den Schonema-Jeschichdn beispielsweise bei kurzen und langen e in *endsädzt, ärschdema, mär, gläm, Lähm* 'entsetzt, erstmal, mehr, kleben, Leben', wo der Haupttonvokal tiefer realisiert wird als im Standard. Damit wird deutlich gemacht, dass der Text als mundartlich zu lesen ist und der Laut von der standardsprachlichen Lautung abweicht. Da der Text aber dadurch für viele Leser schwieriger zu entziffern ist, verwenden die Schreiber daneben eben auch das standardsprachliche ⟨e⟩. Damit steht *erschd* 'erst' neben *ärschdema* 'erstmal'. Ähnliches gilt im selben Beispiel auch für die Schreibung ⟨scht, schp⟩. Im Standard steht da ⟨st⟩ und ist auch als [st, sp] zu lesen. Allerdings lautet ⟨st⟩ am Beginn von Wörtern eben auch [ʃt], wie in *Stunde, Spange*. Weil in der Mundart viele der standardsprachlichen [st] wie *scht* [ʃt] klingen, wird das häufig markiert, so steht *erschd* für standardsprachliches *erst*, der lautliche Unterschied ist hervorgehoben. Allerdings wird diese Schreibung auch da verwendet, wo auch im Standard schriftsprachliches ⟨st⟩ als *scht* [ʃt] ausgesprochen wird. In den Texten stehen also *Straße* und *Schdraße* nebeneinander. Dieses Hervorheben von Mundartlichkeit gilt dann ebenso für Wörter, die standardsprachlich anders lauten. Schon fast prototypisch finden wir für den unbestimmten Artikel 'ein' in der Mundartschreibung *e* und *ä* nebeneinander, wobei die älteren Texte eher *e* zeigen, die jüngeren eher *ä*.

Die Mundartschreibung stellt Schreiber und Leser also vor hohe Anforderungen. Die Aufforderung, die Texte laut zu lesen, führt deshalb nur für diejenigen, die die Mundartlautung kennen, häufig zum richtigen Klang. Doch auch für diese ist die Zuordnung von Lauten zu Buchstaben durch die Variation der gesprochenen Sprache nicht eindeutig. Zudem kann die Sprachmelodie und der Sprachrhythmus, welche der gesprochenen Sprache einen regionaltypischen Charakter verleihen, in der Alphabetschrift nicht abgebildet werden.

Ein Blick auf die alte Merseburger Mundart

Merseburg liegt etwas südlich der traditionellen Grenze zwischen hochdeutschen und niederdeutschen Mundarten und gehört selbst zum hochdeutschen Dialektgebiet. Das Kriterium, das für diese Grenze angesetzt wird, ist die Durchführung der 2. oder hochdeutschen Lautverschiebung. Diese Veränderung hat das Hochdeutsche zwischen dem 6. und dem 9. Jahrhundert vom Niederdeutschen und den anderen germanischen Sprachen getrennt. In der hochdeutschen Lautverschiebung wurden die germanischen *p*, *t* und *k* zu *ff*, *ss*, *ch* oder zu *pf*, *z* und (nur hochalemannisch *kch*). Die folgenden Wortpaare englisch/niederdeutsch – hochdeutsch zeigen diese Unterschiede deutlich: *sleep/slapen* – *schlafen*, *water/Water* – *Wasser*, *milk/melk* – *Milch*; *apple/Appel* – *Apfel*, *sit/sitten* – *sitzen*, *drink/drinken* – (hochalemannisch *trinkche*). Diese Verschiebung findet sich weitgehend auch in Merseburg, das damit als hochdeutsche Mundart gelten kann. Allerdings ist wie in weiten Teilen der ostmitteldeutschen Mundarten *p* zwischen Vokalen nicht zu *pf* verschoben worden; es heißt traditionell nicht *Apfel*, sondern *Abbl*. Zudem ist *pf* im Wortanlaut zu *f* vereinfacht worden, es heißt also nicht *Pfanne*, sondern *Fanne*.

Weit verbreitet im gesamten mitteldeutschen Raum von der Grenze zum polnischen bis zur Grenze zum französischen Sprachgebiet ist die Schwächung von *b* und *g* zwischen stimmhaften Lauten; sie werden zu *w* bzw. *ch*. So heißt es *selwer* für *selber* bzw. *fliechn*, *Oochn* für *fliegen*, *Augen*. Diese Veränderung ist für das alte Merseburgisch belegt, zeigt aber schon da eine Variation d. h. besonders die Verschiebung von *b* zu *w* kommt in einzelnen Wörtern vor, in anderen nicht. Mit dieser lautlichen Verschiebung hängt auch eine weitere Veränderung zusammen: Die harten *p*, *t*, *k* sind zwischen Vokalen zu *b*, *d* und *g* geschwächt worden. *Papier* wird zu *Babier*, *Auto* zu *Audo*, *Schokolade* zu *Schogolade*.

Im Wortanlaut sind diese Verschiebungen kleinräumiger: Wie in weiten Teilen von Sachsen-Anhalt, Thüringen, Nordsachsen und Brandenburg ist das alte *g* am Wortanfang zu *j* verändert worden, das häufig stimmlos realisiert wird [j,ç], und damit ähnlich klingt wie *ch* in *ich*. Es heißt also *janz*, *jut*, *jlei* 'ganz, gut, gleich'. Diese Veränderung ist, wie gesagt, meist nur nördlicheren Gegenden durchgeführt worden, Merseburg liegt im südlicheren Gebiet dieser Verschiebung. Noch kleinräumiger ist die Verschiebung von *k* zu *g*. Wie in nördlichen Teilen Sachsens wird in Merseburg das *k* zu *g* verschoben: *Kind*, *Kuchen* lauten mundartlich also *Gind*, *Guchen*. Durch das Zusammenspiel beider Verschiebungen können *Gabel* und *Kabel* in Merseburg unterschieden werden; es heißt die *Jabel* und das *Gabel*. Schon im nahen Leipzig ist die Verschiebung von *g* zu *j* nicht durchgeführt worden, so dass *Kabel* und *Gabel* beide *Gabel* lauten.

Damit zeigt sich ein systematischer Umbau des Konsonantensystems. *p*, *t*, *k* werden zu *b*, *d*, *g*. Da bei einem Zusammenfall der Laute einige Wörter nicht mehr unterschieden würden, sind die alten Laute teilweise ausgewichen, verändert worden. Im Wortinneren werden *b*, *g* zu *w* und *ch*; am Wortanfang wird *g* zu *j*. Die folgende Tabelle 1 fasst diese Veränderungen nochmals zusammen.

<i>k</i>	<i>Wecker</i>	>	<i>Wegger</i>	
<i>g</i>			<i>wegen</i>	> <i>wechen</i>
<i>k</i>	<i>Kunst</i>	>	<i>Gunst</i>	
<i>g</i>			<i>Gunst</i>	> <i>Junst</i>
<i>p</i>	<i>Lippe</i>	>	<i>Libbe</i>	
<i>b</i>			<i>lieber</i>	> <i>liewer</i>
<i>p</i>	<i>packen</i>	>	<i>backen</i>	
<i>b</i>			<i>backen</i>	
<i>t</i>	<i>Wetter</i>	>	<i>Wedder</i>	
<i>d</i>			<i>weder</i>	
<i>t</i>	<i>Tier</i>	>	<i>Dier</i>	
<i>d</i>			<i>dir</i>	

Tabelle 1: Liste der Veränderung der Verschlusslaute. Grau unterlegt sind diejenigen Fälle, in denen Laute zusammenfallen. Andere Veränderungen werden in dieser Tabelle nicht berücksichtigt.

Weit verbreitet, im gesamten deutschen Gebiet dialektal sogar überwiegend vorkommend, ist die Veränderung von *-nd-* zu *-ng-* oder *-nn-*. So heißt es *jefungn* 'gefunden', *die annern*, 'die andern', wobei zweites etwas kleinräumiger ist. Beide Formen sind in Merseburg belegt.

Im Bereich des Vokalismus findet sich im Ostmitteldeutschen eine Veränderung von mittelhochdeutschem *ou* zu *oo*, eine Veränderung, die auch das Niederdeutsche prägt. Standardsprachliches *laufen* ist dialektal also *loofen*. Entsprechend ist *ei* zu *ee* geworden, *Fleisch* ist *Fleesch*. Diese so genannte Monophthongierung gilt auch in Merseburg. Sie betrifft aber nicht alle Diphthonge der Standardsprache: Standardsprachliches *Staub* ist mundartlich *Stoob*, aber standardsprachliches *saugen* ist mundartlich nicht **soogen* sondern lautet auch *saugen*. Das liegt daran, dass diese Laute im Mittelhochdeutschen unterschieden waren: mhd. *stoup* und mhd. *sûgen*. In der Mundart sind nur die mittelhochdeutschen *ou* zu *oo* geworden, die mittelhochdeutschen *û* wurden wie im Standard zu *au*.

Im ganzen deutschsprachigen Gebiet ist die Entrundung von vorderen Vokalen weit verbreitet. Bei der Entrundung werden die Lippen nicht mehr nach vorne gestülpt, sondern gespreizt. Damit wird ein *ü* zu einem *i*, und ein *ö* wird zu einem *e*; *äu* und *eu* erscheinen meist als *ei*. Dass diese Laute bis in hochsprachliche Formen häufig nicht unterschieden wurden, zeigt sich heute noch in älteren Liedern, in denen sich *i* auf *ü* oder *e* auf *ö* reimt: Kling, Glöckchen, klingelingeling: ...*öffnet mir die Türen, lasst mich nicht erfrieren* und *will drin wohnen fröhlich, frommes Kind, wie selig*. O du fröhliche: *Christ ist erschienen, uns zu versöhnen*. Diese vereinfachte Artikulation gilt traditionell auch in Merseburg. Mit dieser Veränderung fallen *ü*, *ö* mit den ursprünglich ungerundeten Lauten *i* und *e* zusammen. So lauten also die standardsprachlichen *Türe* und *Tiere* in der Mundart beide *Diere*.

Kleinräumigere lautliche Veränderungen, die häufig nicht systematisch in allen Wörtern vorkommen, sind beispielsweise die Hebungen von *ee* zu *ii* (*Schnee* > *Schnii*; *hört* > *heert* > *hiirt*) und *oo* zu *uu* (*hoch* > *huch*). Bei diesen lautlichen Veränderungen sind die sprachlichen Grenzen nahe bei Merseburg, so dass die Verteilung bei andern Wörtern teilweise anders ist. Während also *hoch* in der alten Merseburger Mundart als *huch* erscheint, bleibt *o* in *Brot o*. Das *Brot* erscheint erst in Querfurt und südlich von Weißenfels als *Brut*.

Außerhalb der Aussprache, im Bereich der Grammatik ist vor allem zu erwähnen, dass Dativ und Akkusativ beim maskulinen Artikel formal nicht unterschieden werden, so dass nur *den* verwendet wird. Akkusativ und Dativ fallen aber nicht generell zusammen, wie das in nördlicheren Mundarten (z. B. im Berlinischen) der Fall ist, denn beim Femininum und Neutrum bleibt der Unterschied bestehen. Es heißt also *mid n Leffel* 'mit dem Löffel', aber nicht **mid die Jabel* 'mit der Gabel' sondern *mid de(r) Jabel*. Eine weitere grammatische Besonderheit ist die Endung des Infinitivs von Verben. Während im nahen Leipzig und Halle der Infinitiv wie im Standard auf *-n/-en* ausgeht (*machen/machn*), so endet er in Merseburg wie westlich und südlich davon auf *-e* (*mache*). Allerdings liegt Merseburg da fast auf der sprachlichen Grenze, denn bei *treiben* zeigt Merseburg mit Leipzig und Halle den Infinitiv auf *-en*. Das Hilfsverb *haben* zeigt in Merseburg ursprünglich die Formen *ich habbe, du hast, er hat, mir han, ihr hat, si han*.

Charakteristisch sind auch die Realisierungen einzelner Wörter (*alte* > *aale*, *über* > *ebber*, *gleich* > *glei*). Um diese charakteristischen Wörter und Formen systematisch aufzulisten, fehlt hier der Platz, das ist die Aufgabe eines Wörterbuches.

Dialekt, Regionalsprache und Standardsprache

Eine lebendige Sprache ist nie stabil, sie verändert sich, nimmt aus andern Sprachen / Varietäten neue Wörter auf (*Auto*, *Computer*, *WLAN*), lässt alte Wörter fallen, die nicht mehr gebraucht werden (*Backdeese* 'Backtrog', *Gelte* 'hölzernes Melkgefäß'). Bei der Übernahme von neuen Wörtern, Wortformen und Lautungen gibt es grundsätzlich zwei Arten des Sprach- und Dialektwandels, eine horizontale zwischen Mundarten und eine vertikale zwischen Mundart und überregionalen bzw. standardsprachlichen Formen. Beim horizontalen Dialektwandel nimmt eine Mundart Lautungen, Formen oder Wörter der Nachbarmundarten auf und legt eigene, kleinräumige Besonderheiten ab. Als vertikaler Wandel bezeichnet man den ab dem 17. Jahrhundert vorkommenden Ausgleich zu einem landschaftlichen Hochdeutsch bzw. zur hochdeutschen Schriftsprache in einer regionalen Lautung. Seit der Verbreitung der Massenmedien in den 1930er Jahren wird der Ausgleich zur überregionalen Standard(aus)sprache immer wichtiger. Die vertikale Ausgleichsbewegung – zum landschaftlichen Hochdeutsch und zur überregionalen Standardsprache – hat zuerst die Städte und dann auch die ländlichen Gebiete erfasst. Damit wurden eben nicht nur dialektale Formen durch andere dialektale Formen aus den Nachbardialekten ersetzt, sondern immer

häufiger durch überregionale Formen. Dieser Ausgleich hat im Ostmitteleutschen besonders früh eingesetzt, weil das regionale Hochdeutsch schon im 16. / 17. Jahrhundert ein hohes Prestige hatte, weshalb beispielsweise Goethe in Leipzig studiert hat. Diese Entwicklung ist im Obersächsischen teilweise so weit fortgeschritten, dass schon lange gesagt wird, dass in zentralen Teilen des Ostmitteleutschen keine Mundart mehr gesprochen werde, sondern nur noch eine obersächsische Umgangssprache mit einer regionalen Färbung. Das trifft heute weitgehend auch für Merseburg zu.

Der Abstand der Mundart zur Standardsprache wird damit tendenziell geringer, der Abstand zu den Nachbarmundarten auch, weil dieses sich eben auch weitgehend in dieselbe Richtung entwickeln. Allerdings muss ein vertikaler Sprachwandel nicht nur auf die Standardsprache hin tendieren, sondern es können auch regionale Ausgleichsformen wichtig sein, wie das beispielsweise in der Ausbreitung der Lautung *-isch- für -ich* in Wörtern wie *wenig, vierzig* der Fall ist. Der Abstand der Merseburger zur Leipziger Aussprache war deshalb früher einiges größer als heute, wo der wesentliche und auffällige Unterschied in der Realisierung von *g* bzw. *j* im Wortanlaut liegt.

Bevor die Sprache der Schonema-Jeschichdn etwas genauer betrachtet und mit den alten Formen verglichen wird, soll noch ein kurzer Blick auf die Bezeichnung der Sprachformen geworfen werden. Im Alltagsverständnis, das auch im Titel der Schonema-Jeschichdn zu finden ist, ist eine Mundart eine Sprachform, die so weit von der Standardsprache entfernt ist, dass Abweichungen davon mit einer gewissen Regelmäßigkeit vorkommen. Im wissenschaftlich-dialektologischen Sinn ist diese Sprachform aber nicht ein Dialekt. Ein Dialekt hätte eine feste Grammatik, an der sich die Sprecher orientieren. Sie könnten sagen, was richtig und falsch ist. Ein Dialekt ist zudem eine gewachsene Sprachform, in der sich die aktuellen Formen relativ konsequent aus älteren Formen ableiten lassen. Beides trifft für die heutige Sprachform im ostmitteleutschen Raum und darüber hinaus kaum mehr zu. Wissenschaftlich wird diese Sprachform deshalb als landschaftliche Umgangssprache oder moderner als Regionalsprache / Regiolekt bezeichnet, denn die Abweichungen vom Standard sind fast nur noch auf der lautlichen Ebene zu finden, sie sind kaum mehr systematisch, wie unten gezeigt wird. Diese vom Standard abweichenden Formen werden meist neben standardnäheren Formen verwendet und können je nach Stilebene stärker hervorgehoben werden. Eine Kompetenz, in dieser Sprache richtig und falsch zu unterscheiden und dialektale Regeln konsequent anzuwenden, ist bei den Sprechern nicht mehr vorhanden. Neue Regeln leiten sich aus der Standardsprache ab und sind häufig lautliche Reduktionsformen des Standards, wie es sich deutlich bei den aktuellen Formen des Hilfsverbs *haben* zeigt.

Die Sprache in den Schonema-Jeschichdn

Wie sieht nun die Sprache der vorliegenden Texte aus, und wie haben die SchülerInnen geschrieben? Beide Aspekte sollen betrachtet werden, denn gerade in variabler Schreibung und in der Differenz zwischen der Schreibung der Schüler und der Überarbeitung durch die

Herausgeberinnen wird deutlich, in welchen Bereichen die gesprochene Sprache Variation zeigt und wo sie im Alltag der SchülerInnen in einer anderen Form erscheint als in der systematischen Stilisierung durch die Herausgeberinnen. Diese immer wieder vorkommende Variation deutet darauf hin, wie sich die Sprache verändert. Mit umgekehrten Vorzeichen betrachtet, zeigt der Vergleich natürlich ebenfalls, in welchen Bereichen mundartliche Formen noch stabil sind und wo sich diese Besonderheiten gegen die standardsprachliche Form halten können.

Die gedruckte Form der Schonema-Jeschichdn zeigt allgemein ostmitteldeutsch-ober-sächsische Züge, wie sie oben geschildert worden sind. Mhd. *ei* ist durchgehend als *ee* wiedergegeben: *heeßd* 'heißt', *Gleene* 'Kleine'. Mhd. *ou* erscheint als *o(o)*: *Ochn* 'Augen', *globen* 'glauben', *och/ooch* 'auch'. Dieses Kennmerkmal des Ostmitteldeutschen ist systematisch verwendet. Wenn man den Blick in die Schülerschreibungen wirft, zeigt sich ein etwas anderes Bild. Die Kinder nehmen die Monophthongierung als Dialektmerkmal wahr und setzen dieses bewusst ein, um Dialekt wiederzugeben. Dabei wird deutlich, dass ihnen die Regeln des Dialekts nicht mehr präsent sind, sondern, dass sie für die Mundartschreibung von der Standardsprache, die ihnen vertrauter ist, ausgehen. Das zeigt sich häufig in 'hyperdialektalen' Monophthongierungen, d. h. die Schülerinnen und Schüler ersetzen standardsprachliches *ei* durch ein vermeintlich mundartliches *ee*, und zwar eben auch in den Fällen, wo die Mundart gleich wie die Standardsprache *ei* zeigt, weil der Laut auf ein mittelhochdeutsches *î* zurückgeht. So finden sich in den Schülertexten **Seede* 'Seite', was auf mhd. *sîte* zurückgeht, **weeß* 'weiß' als Farbbezeichnung (mhd. *wîz*) oder **meen* für 'mein'. Dieser Unterschied zwischen der Form der SchülerInnen und derjenigen der Herausgeberinnen lässt darauf schließen, dass Sprecher mit einem Dialektbewusstsein diese Verteilung noch richtig vornehmen; sie wissen, welches Wort mit Diphthong bzw. mit Monophthong zu realisieren ist. Die Schüler, die mit den dialektalen Formen nicht mehr vertraut sind, zeigen eine Variation, die durch die Standardsprache geprägt ist. Das deutet darauf hin, dass ein primäres Element der ostmitteldeutschen Umgangssprache abgebaut wird. Der Einsatz dieser Formen kann heute als stilistisches Gestaltungselement aufgefasst werden und erscheint nicht mehr als historisch gewachsene, systematische Dialektform.

Das ursprünglich weit verbreitete *-ng-* oder *-nn-* für *-nd-/nt-* findet sich *Värdlschdunne* 'Viertelstunde', *annere* 'andere', *runger* 'runter', allerdings ist das sogar in der Druckfassung, die diese Formen häufig aus den standardnäheren *-nd-*Schreibungen der Schüler korrigiert, nicht systematisch, denn *unterschiedliche* oder *vrwundrd* 'verwundert' kommen als Gegenbelege auch vor. Das ist also ein Aspekt, der auch bei dialektbewussten Sprechern Variation aufweist. Die Entwicklung ist also hier schon weiter fortgeschritten als bei der Monophthongierung.

Das germanische *p* wird, wie es die traditionelle Dialektologie zeigt, im Anlaut als *f*-wiedergegeben *Fanne* 'Pfanne', während es in den andern Positionen als *bb* erscheint: *Gobb* 'Kopf', *hubbde* 'hüpfte'. Das ist in den Texten konsequent umgesetzt, das standardsprachliche *pf* erscheint in den Mundarttexten nie, weder in der Druckfassung, noch in den originalen Schülertexten. Der Bereich zeigt also noch ein deutliches Bewusstsein für die dialektalen Formen. Da die Ersetzung aus der Standardsprache immer eindeutig ist – jedes *pf* ist im Anlaut *f* und im Inlaut *bb* – lässt sich die Mundartform regelgeleitet aus der Standardsprache ableiten. Damit ist diese Form noch stabil.

Typisch für das nördliche Osterländische – also dialektal kleinräumiger als die oben genannten Formen – sind die *j*- für *-g* im Anlaut: *Jeborrsdach* 'Geburtstag', *jehabbd* 'gehabt', *jroße* 'große', und *g*- für *k*- *Gumbls* 'Kumpel', *Giche* 'Küche', *gochn* 'kochen'. Beides ist in den Schülertexten vor Vokalen systematisch umgesetzt, die Herausgeberinnen mussten hier nicht eingreifen, um eine konsequente Schreibung zu erreichen. Nur vor Konsonanten schreiben die Schüler meist *gl*-, *gr*-, was auch in den älteren Texten üblich ist. Hier spielt neben heute vorwiegenden *gl*-, *gr*-Lautung vermutlich der optische Abstand zur gewohnten Standardschreibung eine Rolle. Da eine *jl*-/*jr*-Schreibung die Erkennbarkeit eines Wortes in Frage stellt, wird die standardnahe Form bevorzugt. Ähnlich konsequent ist die Schwächung von *t*. Dieses ist in der korrigierten Fassung systematisch als *d*- wiedergegeben und erscheint nur einmal in der Lautverbindung *-st* in *feste*. Auch in den Schülertexten ist *t*- im Anlaut fast immer mit *d*- geschrieben. Die *-t*-Schreibung erscheint häufig in den weniger auffälligen Positionen, vor allem in den Endungen und am Ende der Wörter (*ofjerecht* 'aufgeregt', *heßt* 'heißt') und auch in der Kombination mit *s* (*Stunde*). Auffällig ist hier, dass die älteren Texte näher an der Standardschreibung sind als die jüngeren Texte. Damit wird deutlich, dass dieser Aspekt für das regionale Sprachbewusstsein wichtiger geworden ist. *De Weechn besiechn de Hardn!*, was für das Sächsische fast als Wahlspruch genannt wird, ist also auch im Dialektbewusstsein der Merseburger sichtbar.

Die Entrundung von *ü* zu *i* in Beispielen wie *iwwerall* 'überall' und von *ö* zu *e* z. B. im Titel *Mei scheensdr Jeborrsdach* 'Mein schönster Geburtstag' ist im gedruckten Text weitgehend durchgeführt. Ebenfalls belegt ist die Entrundung von *eu* zu *ei* in *nei* 'neu', *heide* 'heute'. Allerdings finden sich im gedruckten Text daneben auch *anjedüst* 'angedüst' oder *üwerhaubd* 'überhaupt'. Das Bewusstsein für die Entrundung als Dialektmerkmal ist also nicht so stark, obwohl die Herausgeberinnen hier relativ stark in Richtung einer konsequenteren Dialektverwendung vereinheitlicht haben. Bei den Schülertexten stehen *i* und *ü* häufig nebeneinander. Allerdings ist in diesen Texten auch die entgegengesetzte Tendenz, die Rundung, zu finden, dass also ein *ü* für ein *i* steht, was in der gedruckten Version nicht vorkommt. Den SchülerInnen ist in diesen Fällen also die lautliche Distanz zur standardsprachlichen Form bewusst und sie markieren diese mit einer abweichenden Schreibung: *keen blassn Schümmer* 'keinen blassen Schimmer'. Das Nebeneinander von *i*

und *ü*, unabhängig von der standardsprachlichen Form, deutet also darauf hin, dass ein Bewusstsein für eine Systematik, eine lautliche Grammatik nicht mehr vorhanden ist. Gleichzeitig zeigt sich in der Schreibung die Wahrnehmung der lautlichen Distanz zum Standard. Die lautliche Vereinfachung der Mundart gegenüber der Standardsprache, der Zusammenfall der gerundeten und ungerundeten Vokale, äußert sich also so, dass beide Formen relativ frei nebeneinander stehen.

Die oben erwähnten kleinräumigen Hebungen (beispielsweise *Schnii, huch, hiirt* 'Schnee, hoch, hört') finden sich in den Texten nicht mehr. Auch Senkungen, die dialektal und regionalsprachlich häufig sind, sind nur vereinzelt in der Schrift markiert, so wird in *Jebordsdach* das *u* durch ein *o* wiedergegeben, genau so wie in *Merscheborch*.

Die alte Infinitivendung *-e* ist in den Texten nicht mehr zu finden. Die durch die dialektale Nachbarschaft und die hochdeutsche Form gestützte *-en*-Endung hat sich in Merseburg gänzlich durchgesetzt. Das Hilfsverb *haben* zeigt in den Texten ein Nebeneinander vieler Formen. Das alte *ich habbe* ist nie belegt, dafür steht *hab / hawe*. Letzteres lässt sich als lautliche Umsetzung von *habe* erklären, bei dem das *-b-* zwischen Vokalen wie in andern Wörtern durch *-w-* ersetzt wurde. Diese Form war um die Wende ins 20. Jahrhundert schon in Leipzig als Nebenform belegt. Die dritte Person *er hat* ist immer als *hat/had* wiedergegeben. Das ist zu erwarten, da dies historisch in der gesamten Umgebung und im Standard so lautet. In der ersten Person Plural ist das alte *mir han* konsequent durch *mir ham(m)* ersetzt, was als umgangssprachliche Reduktionsform von *haben* > *habn* > *ham* zu erklären ist. Gerade dieses Beispiel von *haben* macht den Umbau des dialektalen Systems zu einem Regiolekt sehr deutlich.

Der Zusammenfall von Akkusativ und Dativ beim maskulinen Artikel findet sich relativ häufig. Die Form ist auffällig und wird in der Schule als Fehler im Standard auch bewusst gemacht. Für eine Markierung von Mundartlichkeit kann das also gut eingesetzt werden. Es findet sich im Text als *in Jardn* 'im Garten', *an Sonndach midn Ranzn* 'am Sonntag mit dem Ranzen'. Allerdings ist das weder in den Schülertexten noch in der gedruckten Fassung systematisch, es findet sich auch *offm Heemwech* 'auf dem Heimweg'. So kann vermutet werden, dass dieser Kasuszusammenfall weniger als dialektale Form, sondern als stilistisches Element verstanden wird. Damit zeigt sich auch in den untersuchten grammatischen Aspekten eine Etablierung von regionalsprachlichen Formen, die die alten dialektalen Formen verdrängen, und zwar nicht nur in den Schülertexten sondern auch in der stilisierten Fassung.

Als überaus deutliche Markierung der gesprochenen Sprache zieht sich die Reduktion von Nebensilben und auslautenden Konsonanten durch sämtliche Geschichten. Schon der Titel macht dies deutlich: *Schonema-Jeschichdn*. Da treten zwei typische Reduktionsformen auf. Die eine ist der Verlust von auslautenden Konsonanten: von *-l* in *dazema, eenmaa...* 'dazumal, einmal', von *-n mei* 'mein' und von auslautendem *-ch, glei* 'gleich', was immer wieder vorkommt. Das andere ist die Ausstoßung der unbetonten Vokale in Endsilben. Auch das ist

in den ostmitteldeutschen Mundarten weit verbreitet und teilweise lexikalisiert: *ferdch* 'fertig'. Üblich ist dies in Flexionsendungen (*Bremsn* 'Bremsen', *neinjejangn* 'hineingegangen', *jedroffn* 'getroffen') und in Kontraktionen von Verb mit Personalpronomen: *dorfdch* 'durfte ich', *hammr* 'haben wir', *schdelldch* 'stellte ich'.

Auf der anderen Seite sind nicht nur Reduktionen zu finden, sondern auch Erweiterungen von konsonantisch auslautenden Wörtern mit einem -e, was historisch nur in einigen Fällen zu erklären ist, wie in *jtze* 'jetzt', *heeme* 'heim'. Hinzu kommen aber in den Texten *iche* 'ich', *nune* 'nun', auf welche diese -e-Form übertragen wird und als Abweichung von der Standardsprache eine deutliche Markierung darstellt.

In Einzelfällen finden sich noch relativ kleinräumige dialektale Sonderformen. So ist die alte Kürzung von *awwr* 'aber', *iwwerall* 'überall' im gedruckten Text mit der Doppelschreibung des Folgekonsonanten markiert. Diese Schreibung findet sich in den Schülertexten nicht, dort findet sich konsequent die Form *awer*, welche als regionale Form gelten kann, die regelhaft aus dem Standard abgeleitet werden kann. Ähnliches gilt für die Senkung von *i* vor *r* in *Värdlschdunne* 'Viertelstunde' oder *vrwärtt* 'verwirrt', wo die Herausgeberinnen die kleinräumigen Formen noch kennen und bewusst einsetzen. In beiden Fällen nehmen auch die Kinder die Unterschiede zum Standard wahr. Im ersten Fall ist ebenfalls die Senkung markiert, allerdings mit -e- als *Vertelstunde*, das andere Mal ist die umgangssprachliche Rundung hervorgehoben: *verwürd*.

Schluss

Die Gesamtheit der Texte lässt noch viele Möglichkeiten zur Analyse offen. Vieles ist nur angedeutet worden. Festzuhalten aus der sprachwissenschaftlichen Betrachtung der schönen Sammlung bleibt, dass sich allgemeine Tendenzen zur Dialektauflösung auch hier zeigen; alles andere wäre eine Sensation. Gleichzeitig wird deutlich, dass die Auflösung der dialektalen Differenzierung nicht oder nur sehr beschränkt zum Standard hingeht, sondern dass sich ein deutlicher Umbau des alten Dialekts zu einem Regiolekt nachweisen lässt. In dieser neuen regionalen Sprachform bleibt eine Distanz zur normierten Standardsprache aufrechterhalten. Die positiven Einstellungsaspekte, die mit Dialekt verbunden sind, wie Heimat, Emotionalität und Spontaneität, werden auf den Regiolekt übertragen. Im Gegensatz zum alten Dialekt, der in den älteren Texten der Sammlung auch nur noch durchscheint und der in der Bearbeitung der Schülertexte durch die Herausgeberinnen betont wird, zeigt diese neue Regionalsprache eine größere Variation. Die Schreibung der SchülerInnen, die Unterschiede in einzelnen Fällen genau wahrnehmen aber nicht systematisieren, zeigt die Tendenzen dieser Sprachform auf. Auffällig ist die Schreibung von *i* als *ü*, wohingegen nicht alle alten *ü* zu *i* werden. Damit wird eine auffällige akustische Differenz zur Standardlautung markiert. In der Lösung der Aufgabe, Dialekt zu schreiben, zeigt sich, dass dialektale Formen häufig vom Standard abgeleitet werden, was regelhaft bei der Verschiebung von *pf* gelingt. Auch die Ersetzung der standardsprachlichen *g* durch *j* bzw. *ch* ist auch nach dialek-

talen Kriterien meist korrekt. Diese allgemeinen Regeln werden auf standardsprachliche Wörter übertragen, die ältere dialektale Sonderformen verdrängen. Dadurch ergeben sich neue regionalsprachliche Formen wie *awer*, das regelgeleitet aus standardsprachlichem *aber* gebildet wird und das dialektale *awwer* verdrängt. Diese regelhafte Ableitung gelingt aber da nur eingeschränkt, wo keine Eindeutigkeit möglich ist, wie bei der Monophthongierung. Dass *Fleesch* dialektal richtig und **Seede* dialektal falsch ist, ist nur aus der Dialektgrammatik selbst ersichtlich. Diese Regeln sind bei den älteren Schreibern noch fest, die jüngeren zeigen Unsicherheiten, so dass sich auch hier vielleicht bald neue regionalsprachliche Regeln etablieren können.

Damit wird in diesen Texten und deren Überarbeitung deutlich, wie der Dialekt abgebaut wird und was Neues entsteht. Die kleinräumige Gliederung der Dialekte wird ersetzt durch eine großräumigere Gliederung der Regiolekte. Das steht in Zusammenhang mit den erweiterten Kommunikationsradien der Moderne, es zeigt aber gleichzeitig auch, dass wir vom 'globalen Dorf' sprachlich noch sehr weit entfernt sind. Eine räumliche Zuordnung ist auch mit den Regiolekten noch möglich, die Sprache der Heimat bleibt erkennbar. Allerdings ist dieser Raum heute kaum mehr nur Merseburg, sondern eher Mitteldeutschland, und wenn man ganz genau hinhört, ist er immer noch irgendwo zwischen Leipzig, Halle, Querfurt und Eisenberg festzumachen.